

Alexander Maximilian Reinhard
a.m.r@raumwort.de

5.700 Wörter.

AUFBRUCH DER ERWACHTEN

von Alexander Maximilian Reinhard

Lektorat: Julia Booth

ERSTER TEIL

Kapitel 1 - 8. Februar 2523, 5:15

Der Traum war jedes Mal der Gleiche.

Er stand allein auf einem hohen Hügel. Weit unter ihm erstreckte sich ein Tal, welches ihm vollkommen unbekannt war. Es musste einer der wenigen, von Verstrahlung und Krankheit noch unbelasteten Flecken des Planeten sein, denn um ihn herum blühten Blumen, Gräser, Büsche und Bäume, die ihm ebenfalls völlig fremd waren. Dennoch hatte er das Gefühl, dass er jede Pflanze, jeden Stein und jedes Lebewesen auf eine Art und Weise kannte, die er nicht in Worte fassen konnte. Es schien, als seien sie ein Teil von ihm, als müsse er sich nur in das weiche Gras legen um vollends mit ihm zu verschmelzen. Als könne er einfach jeden Fels umarmen, um selbst zu Felsgestein zu werden...

Das Erstaunlichste an diesem Traum aber war, dass ihm nichts daran Angst machte. Im Gegenteil, er genoss dieses Gefühl grenzenloser Freiheit. Eine Freiheit, die so gar nichts mit der Realität seines eigenen Lebens zu tun hatte...

Aus der Ferne vernahm er etwas, das ihn aufhorchen ließ. Es war die Stimme einer Frau, die seinen Namen rief. Hektisch sah er sich in alle Richtungen um und versuchte verzweifelt, endlich herauszufinden, woher sie kam. Doch genau in dem Moment, in dem er am Fuße des Hügel jemanden zu sehen glaubte, erwachte er und schreckte aus dem Schlaf hoch, schweißnass und mit keuchendem Atem.

Wie immer, wenn er in diesem Moment aus dem Traum gerissen wurde, blieb er nach dem Erwachen aufrecht im Bett sitzen, die Augen geschlossen und sich nur auf seine Atmung konzentrierend. Er versuchte fieberhaft, sich jedes Detail des Traumes einzuprägen, in der verzweifelten Hoffnung, eines Tages werde er genug davon beisammen haben, um zu verstehen. Um endlich das Rätsel zu lösen, das der Traum ihm aufgab.

Der Traum, den er nun schon seit zehn Jahren immer und immer wieder träumte.

Nach einigen Minuten sah er ein, dass noch längeres Grübeln keinen Sinn hatte, daher öffnete er die Augen und schwang die Beine aus dem Bett. Der kleine Computer auf seinem Nachttisch erwachte leise piepsend zum Leben. „Guten Morgen, Caleb Michael Andersen.“

Caleb hasste diese Stimme.

„Ja, du mich auch...“ murmelte er kaum hörbar. Er rieb sich mit beiden Händen die Augen und gähnte herzhaft. Dabei fiel sein Blick auf das Projektionsfeld seines Weckers an der Wand. Es war kurz vor halb sechs.

Ein leises Piepsen verkündete, dass der Computer wie jeden Tag eine vollständige Analyse von Calebs Blutwerten durchführte. Dazu nutzte er die Millionen von Nanomaschinen, die im Körper aller Angehörigen seiner Gemeinschaft vorhanden waren. So auch in Calebs Blut. Und obwohl er um den Segen der Technologie wusste, die ihnen zur Verfügung stand, so hatte er sich doch nie an den Gedanken gewöhnen können, von innen her... kontrolliert zu werden. Er hatte keine Erklärung für sein Gefühl. Was er aber wusste war, dass er schon seit seinem sechsten Lebensjahr so empfand.

Damals hatte sein Vater ihn zum ersten Mal darüber aufgeklärt, was die Nanomaschinen waren und was sie taten. Als winzige, mikroskopisch kleine Roboter hatte er sie beschrieben. Roboter, die jedem Neugeborenen des Dachs-Clans unmittelbar nach der Geburt injiziert wurden, und die nur zu dem Zweck erschaffen worden waren, ihre Wirte zu beschützen und am Leben zu erhalten. Das Bemerkenswerte daran war, dass sie sich selbst sowohl reparierten als auch vervielfältigten, sofern dies beispielsweise während des Heranwachsens ihrer Wirte notwendig war. Die Energie, welche die Nanomaschinen für ihre Arbeit benötigten, erhielten sie direkt aus dem Wirtskörper, der sie aufgrund ihrer speziellen Beschaffenheit problemlos akzeptierte und ebenso versorgte, wie körpereigene Zellen. Das war auch der einzig bekannte Nachteil, dem sie unterlagen - war keine oder zu wenig Energie

vorhanden, beispielsweise bei zu großer Entkräftung oder Unterernährung des Wirtes, so konnten sie schlichtweg nicht funktionieren.

Die wichtigste Programmierung und somit das oberste Ziel jedes einzelnen Nanobots war der Schutz ihres Wirtskörpers. Wurde dieser verletzt, so übernahmen sie unverzüglich die Versorgung der Wunde und begannen direkt im Anschluss mit dem Heilungsprozess. Sie stoppten die Blutung, verschlossen durchtrennte Gefäße wieder, reparierten beschädigte Nerven, heilten gebrochene Knochen, bekämpften eindringende Keime... Kurzum, sie verringerten drastisch die Wahrscheinlichkeit, an Verletzungen zu sterben. Für eine vollständige Heilung schwerer Wunden benötigten sie allerdings so viel Energie, dass sie von außen zugeführt werden musste. Für eben diesen Zweck verfügten die Ärzte des Clans über Geräte, die es ihnen ermöglichten die Leistungsfähigkeit der Nanites um das Hundertfache zu steigern und so praktisch jede Verletzung und nahezu jedwede Erkrankung, sofern bekannt, innerhalb kürzester Zeit zu heilen.

Doch die Nanobots konnten noch sehr viel mehr. Jeden Morgen unmittelbar nach dem Erwachen ihres Wirts analysierten sie sein Blut und gaben das Ergebnis sofort an das zentrale medizinische Kontrollsystem weiter, das täglich daraus errechnete, ob und wenn ja, was dem jeweiligen Bewohner fehlte. Auf diese Weise konnten viele Erkrankungen rechtzeitig entdeckt und bereits im Keim erstickt werden. Basierend auf diesen Daten wurde vollautomatisch für jeden Dachs ein persönliches Serum synthetisiert und nach Fertigstellung sofort in die Wohneinheit geliefert. Die Menschen der großen Gemeinschaft, die sich vor sehr langer Zeit den Namen ‚Dachse‘ gegeben hatte, bezeichneten es als ihr „Elixier“, denn es schenkte ihnen Leben und Gesundheit. Beides war in der Welt, in der sie lebten, alles Andere als selbstverständlich.

Caleb wusste über das Wunder der Nanomaschinen wesentlich mehr als seine Altersgenossen, was schlichtweg daran lag, dass sein Vater einer der drei leitenden Mediziner des Baus war. Davon abgesehen hatte er sich schon immer brennend für alles interessiert, das mit Technologie zusammenhing - egal in welcher Form. So

hatte er bereits im Alter von 12 Jahren an seinem persönlichen Schul- und Lerncomputer so umfassende Modifikationen vorgenommen, dass sein Lehrer für Technik & Technologie sofort eine lange Empfehlung an die oberste Clanführung verfasst hatte. Diese beinhaltete unter Anderem den Vorschlag, Calebs zukünftige Förderung im technologischen Bereich noch weiter zu intensivieren. Eine Karriere in der Technik, eventuell sogar in der Forschung & Entwicklung war ihm damit nahezu sicher. Caleb hatte keinerlei Einwände erhoben.

Ein weiteres, leises Piepsen teilte ihm mit, dass die Analyse abgeschlossen war. Nur Sekundenbruchteile später aktivierte sich das kleine Holofeld an der Oberseite des Gerätes und öffnete das Head-up-Display. Gleichzeitig ertönte wieder die metallisch-monotone Stimme: „Klinische Werte im Normalbereich.“ Wie immer. „Niedriges Schlafpensum mit unruhiger REM-Phase festgestellt, Übermüdung wird vermutet. Gespräch mit medizinischer Abteilung empfohlen.“

„Danke, gleich beim Frühstück“, gab Caleb entnervt zurück. Dann stand er auf und verließ den Raum in Richtung des Badezimmers. Und wieder einmal war er froh, dass Computer bei all ihrer Auffassungsgabe noch nicht in der Lage waren, die feinen Nuancen der menschlichen Stimme wahrzunehmen. Und er hoffte inständig, dass sie die Einstufung ‘triefender Sarkasmus’ auch niemals lernen würden...

Die Schiebetür zum Badezimmer glitt lautlos auf, als er sich ihr näherte. Der Raum dahinter war zwar geräumig, aber nicht groß und dabei vollends auf effiziente Raumnutzung ausgelegt - wie nahezu alles bei seinem Volk. Effizienz war einer der wichtigsten Grundsätze, auf Überflüssiges wurde wann immer möglich verzichtet. Unmittelbar links der Tür befand sich ein großes Waschbecken mitsamt Unterschrank und einem hohen, dreiteiligen Klapp-Spiegel. Zur rechten lag eine weitere Schiebetür, hinter der sich die Toilette verbarg. Da bei den Dachsen selbst innerhalb der eigenen Familie besonderer Wert auf Privatsphäre gelegt wurde, war die Toilette grundsätzlich räumlich vom Rest des Badezimmers getrennt. Auf diese Weise

konnten Toilette, Dusche und Waschbecken zur gleichen Zeit benutzt werden ohne dass jemand Vorbehalte hätte haben müssen.

Das rückwärtige Ende des Badezimmers war mit einer durchsichtigen Scheibe, in die eine breite Tür eingelassen war, vom vorderen Teil des Raumes abgeschirmt. Die linke Seite beherbergte die Dusche, die rechte diente als Umkleide. Dort befand sich hinter einer Klappe der Wäscheschacht des Baus, in den die Dachse all ihre getragene Wäsche warfen. Auf diesem Wege gelangte alles zur zentralen Kleidungsausgabe, wo sich die Wäscherei befand. Dort wurde die Kleidung gereinigt, gegebenenfalls geflickt und dann wieder an den Besitzer ausgegeben. Kenntlich gemacht wurde jedes Kleidungsstück durch einen winzigen Mikrochip auf dem die Identität des Trägers sowie alle erforderlichen Informationen, zum Beispiel die Maße, gespeichert waren. Dies war insbesondere dann wichtig wenn ein Kleidungsstück, aus welchen Gründen auch immer, irreparabel beschädigt war. In diesem Fall wurde es entsorgt, und der Besitzer erhielt umgehend ein Neues. Und dank des Mikrochips konnten vorab alle notwendigen Anpassungen vorgenommen werden, denn bei den Dachsen war jedes einzelne Kleidungsstück eine individuelle Maßanfertigung.

Immer noch etwas schlaftrunken schlurfte Caleb zunächst zur Toilette, betrat danach die Duschkabine und schloss die Tür hinter sich.

Die Scheiben der Dusche waren selbsttönend und trübten sich sofort, wenn sie jemanden registrierten. Müde und noch immer frustriert warf Caleb seine Hose in den Wäscheschacht, trat in den eigentlichen Duschbereich und legte seine Hand mit einem herzhaften Gähnen auf das Scannerfeld an der Wand. Das kleine Display daneben erwachte zum Leben und zeigte sein Gesicht, unterlegt mit seinem Namen. Dann erschien eine Auswahl verschiedenster Duschprogramme, alle mit jeweils eigener Wassertemperatur, einstellbarem Wasserdruck und einem ganzen Sortiment an Schamponaden. Caleb wählte das Wärmste mit dem sanftesten Wasserdruck - den Dschungelregen, wie er selbst ihn nannte. Insbesondere nach einer unruhigen Nacht gab es nichts Anderes, das seine Lebensgeister so zuverlässig weckte. Zwar hatte er in seinem Leben nie einen Dschungel gesehen, aber er hatte schon Stunden,

wenn nicht gar Tage und Wochen damit zugebracht die Welt da draußen zu studieren. Die Welt, wie sie einmal gewesen war. Eine Welt voller Wüsten, Meere, Wälder, Eisberge... Und natürlich voller Leben.

Die Welt außerhalb der Mauern des Baus, die er vermutlich niemals mit eigenen Augen würde sehen können.

Das sanfte, angenehme Prasseln des Wassers tat seine Wirkung. Caleb ließ sich auf dem Boden der Dusche nieder, lehnte sich an die warme, beheizte Wand und schloss für einen Moment die Augen. Noch einmal versuchte er angestrengt, sich seinen Traum in Erinnerung zu rufen. Versuchte, sich an irgendetwas zu erinnern. Ein Detail zu finden, das ihm bisher entgangen war. Doch so sehr er sich anstrengte, es wollte ihm nicht gelingen. Es war, als wolle der Traum selbst sein Geheimnis nicht preisgeben. Als täte er alles, um zu verhindern, dass Caleb ihm auf die Schliche kam. Aber warum? Was war es nur, das er nicht sehen konnte? Und warum träumte er immer wieder diesen einen Traum, wenn er ihn doch niemals zu Ende träumen durfte?

Auf keine dieser Fragen hatte er eine Antwort.

Erst nach einer ganzen Weile stand er wieder auf und hielt seine Hand in die kleine Nische direkt unterhalb des Bedienfeldes. Es surrte leise, als die Waschlotion aus einer Öffnung in seine Handfläche rann. „Moos“ hieß das Aroma. Er sog den schweren, feuchten Geruch so tief ein, wie er konnte. Er fragte sich – nicht zum ersten Mal – ob Moos wirklich so riechen mochte. Denn ganz egal, wie gut eine Kopie war, sie blieb doch trotzdem nur eine Kopie. Ein Nachbau eines Originals, das dessen Perfektion niemals erreichen konnte.

Er wusch sich ausgiebig. Dabei fiel sein Blick wieder einmal an ihm selbst herunter.

Sein Körper hatte vor etwas mehr als vier Jahren damit begonnen, sich zu verändern. Er war damals nicht überrascht gewesen, junge Dachse wussten bereits sehr

früh über die Veränderung Bescheid, die ihr Körper und ihr Geist durchmachen mussten, wenn sie ein gewisses Alter erreichten. Es hatte sich bei ihm anfangs auch gar nicht viel verändert, der Stimmbruch war in den ersten Jahren das Auffälligste gewesen. Er war an Bauch, Brust, Armen und Beinen nach wie vor nur leicht behaart, ähnlich wie sein Vater, der selbst im Erwachsenenalter niemals starke Körperbehaarung entwickelt hatte. Und auch der Bartwuchs hielt sich bei Caleb noch sehr in Grenzen.

Abgesehen von seiner schwächtigen Statur traf es die Bezeichnung ‚drahtig‘ besser, denn zumindest ihn selbst erinnerten seine Muskeln ein wenig an Stahlseile. Viel her machten sie allerdings nicht, wie ihm immer wieder schmerzlich bewusst wurde, insbesondere im Vergleich zu einigen seiner Mitschüler. Allerdings hatte Caleb auch keine Ahnung, wie viel Zeit diese Mitschüler in der Trainingshalle verbrachten anstatt in der Bibliothek oder im Labor. Und wann gab die Natur dem Menschen schon einmal das, was er sich von ihr wünschte?

Oder anders gefragt: Womit hätte der Mensch es auch verdient gehabt?

Nach der ausgiebigen Dusche fühlte Caleb sich schon wieder etwas menschlicher. Oder zumindest erfrischt genug, um den Tag zu überstehen, ohne vor Müdigkeit zusammenzubrechen. Mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen in der Mitte der Duschkabine stehend wartete er, bis der warme Luftstrom ihn von allen Seiten getrocknet hatte. Dann verließ er die Dusche.

Schon als er sich näherte glitt die längliche Schublade direkt über dem Wäscheschacht auf und präsentierte ihm die sechs immer gleichen Kleidungsstücke. Zwei blaue Socken, eine blaue Unterhose, ein blaues T-Shirt, ein blauer Gürtel mit zahllosen Schlaufen und Ösen... Und ein zweiteiliger, blauer Overall.

Caleb hasste Overalls.

Er wusste um ihren vermeintlichen Sinn. Schon jedes Kleinkind wusste, warum Dachse ab ihrem sechsten Lebensjahr in der Öffentlichkeit ausnahmslos nur Overalls trugen: Auf der einen Seite waren sie funktional und praktisch, sie ließen sich leicht

dem jeweiligen Träger anpassen und ebenso schnell wieder ändern. Zudem stellten sie auf einfachste Art und Weise eine Gleichheit zwischen allen Menschen her, die anders niemals zu erreichen war. Ein Jeder war dem Anderen gleichgestellt, niemandes Beruf war wichtiger als der eines Anderen. Und ein jeder war stolz auf das, was er für die Gemeinschaft tat. Deshalb verriet die Farbe des Overalls und seiner Applikationen auch genau, welcher Profession sein Träger nachging.

Eine Ausnahme bildeten die jüngeren Mitglieder des Clans. Da sie noch keine Profession erwählt hatten, gab die Farbe ihrer Overalls lediglich Auskunft über ihr Alter. Kleinkinder unter sechs Jahren trugen helles, Kinder von sechs bis neun Jahren dunkles Türkis. Heranwachsende ab zehn Jahren trugen himmelblau, Jugendliche ab vierzehn Jahren ultramarin und Volljährige ab ihrem 18. Lebensjahr schließlich tiefes mitternachtsblau. Da die allermeisten Dachse mit achtzehn Jahren aber bereits eine recht gute Vorstellung davon hatten, welchen Weg sie einschlagen würden, trugen nur sehr wenige für längere Zeit die tiefblaue Kluft.

Missmutig nahm Caleb ein Kleidungsstück nach dem anderen heraus und schlüpfte ohne jede Hektik in Socken, T-Shirt und Overall. Die Overalljacke ließ er zunächst noch offen. Auf dem Weg in Richtung Wohnzimmer warf er einen flüchtigen Blick in den Spiegel. Müde und übernachtigt sah er aus. Er hoffte inständig, dass niemand erkennen würde, wie es darüber hinaus in seinem Innersten aussah...

Kapitel 2 - 8. Februar 2523, 6:30

Als Caleb zurück in sein Zimmer kam waren sein Schreibtisch und all seine Geräte bereits hochgefahren. Er sah kurz zu seinem Wecker. Gleichwohl er sich beim Duschen sehr viel Zeit gelassen hatte war es erst halb sieben. Seine Eltern standen für gewöhnlich um diese Uhrzeit auf, Frühstück gab es aber erst gegen halb acht. Noch mehr als genug Zeit.

Er ließ sich in den Sessel hinter seinem Schreibtisch fallen und betrachtete ihn einen Moment lang versonnen. Alles daran war so, wie er es zum Arbeiten brauchte.

Eigentlich bestand er nur aus zwei hufeisenförmigen Tischbeinen welche die gesamte Elektronik, einschließlich des Prozessors, enthielten. Dazwischen war als Tischplatte ein riesenhafter, panzerglasbeschichteter Touchscreen eingelassen auf dem neben seiner Tagesagenda und sämtlichen anstehenden Terminen all seine aktuellen Projekte abgelegt waren und jederzeit aufgerufen werden konnten. Und da Calebs Verstand ebenso unstet war, wie sein Geist, waren dies meist mehrere zur gleichen Zeit. Der Prozessor selbst war das Modernste, das den Dachsen zur Verfügung stand, und war von ihm selbst noch weiter verbessert worden. In aller Regel reichte die Touch-Platte für Calebs Arbeit vollkommen aus. Für den Fall, dass dennoch eine bessere Visualisierung vonnöten war, konnten fünf weitere Bildschirme ausgeklappt werden, ein großer und vier kleine. Und falls das noch immer nicht genug war, so konnten mittels der implementierten Hologramm-Projektoren auch dreidimensionale Vektor-Bilder von allen Seiten bis ins kleinste Detail dargestellt werden. Insbesondere das war elementar wichtig für Caleb, denn bei seiner Arbeit waren die Kleinigkeiten oft das Entscheidendste. Nicht umsonst hatte er mit seinem persönlichem Netzwerk-Account unter anderem vollen Zugriff auf die Bibliotheks-Datenbank des Baus. Eigentlich war dies kein Privileg, das einem Schüler gewährt wurde, aber aufgrund seines beispiellosen Talents hatte der Lehrer für Technik &

Entwicklung seine Verbindungen zum Kontrollgremium für Befugnisfreigabe spielen lassen. Und die große Anzahl an Geräten, Werkzeugen und Maschinen, die Caleb bereits entwickelt, verbessert oder völlig neu erfunden hatte, sprach mehr als für sich. Außer den Verantwortlichen und einigen wenigen mit entsprechender Sicherheitsfreigabe wusste allerdings niemand etwas davon, nicht einmal Calebs Eltern. Sie wussten nur von den makellosen Bewertungen seitens seiner Lehrer und Ausbilder. Dementsprechend stolz waren sie auf ihren Sohn. Des Öfteren saßen er und sein Vater sogar zusammen an Calebs Schreibtisch, und Caleb stellte ihm seine neuesten Ideen im Bereich der Medizintechnik vor. Schon manch langen Abend hatten sie so verbracht, und wenn sie schließlich zu Bett gingen war Caleb der Vollendung seiner Vision stets ein gewaltiges Stück näher gewesen.

Momentan arbeitete er an einem persönlichen Projekt zur Verbesserung seines Werkzeugarsenals. Werkzeuge waren seine treuesten Gefährten, deshalb hatte er die meisten davon immer bei sich. Das wichtigste von allen trug er tagsüber am Handgelenk. Da es die Form und das Aussehen eines Edelstahl-Armbandes hatte, fiel es dort zunächst kaum auf. Bei näherer Betrachtung allerdings entpuppten sich die einzelnen Kettenglieder als Aufsätze für Schraubenzieher, Imbusschlüssel, Sechskantstäbe und vieles mehr. Ganze 25 davon vereinte die Dachspfote, wie er sie insgeheim nannte, in sich. Es existierte nur dieses eine Exemplar, da er es eigenhändig hergestellt und die Pläne dafür nie mit irgendjemandem geteilt hatte. Denn einige Projekte, die Caleb verfolgte, waren selbst den Clan-Obersten nicht bekannt. Diese seine Erfindungen speicherte er wohlweislich nicht im Server-Netzwerk, sondern auf verschlüsselten Holo-Disks.

Die Grundlagen seines jüngsten Projektes waren bereits fertiggestellt, es gab nur noch ein paar winzige Fehler in den Berechnungen. Gedankenverloren nahm er aus zwei kleinen Fächern in den Lehnen seines Schreibtischsessels ein paar blaue Spezialhandschuhe heraus und zog sie nacheinander über Zeige- und Mittelfinger beider Hände. Dann aktivierte er drei der fünf Bildschirme und rief alle Dateien auf, die mit diesem Projekt in Verbindung standen. Immer wieder besah er sich seine

Idee von allen Seiten, mal als Blaupause, mal als Explosionsgrafik. Er studierte Zahlen, wischte Bilder hin und her, ging in seinem Kopf erneut sämtliche Möglichkeiten durch. Und schon nach wenigen Minuten schlich sich ein Lächeln auf sein Gesicht. Er hatte den ersten Fehler gefunden.

Als um kurz vor halb acht die Tür seines Zimmers leise aufglitt saß Caleb mit einem zufriedenen Lächeln zurückgelehnt in seinem Sessel und betrachtete sein Werk. Alle Fehler waren gefunden, alle Lücken geschlossen. Das Einzige, das jetzt noch fehlte, war der Praxistest. Dementsprechend nahm er seine Mutter erst wahr, als sie direkt vor ihm stand.

Wenngleich Tamara Alexandra Andersen bereits 36 Jahre alt war, wirkte sie doch keinesfalls älter als Mitte 20. Im Gegensatz zu Calebs Vater, dessen braunes Haar schon an der einen oder anderen Stelle von dezentem Silbergrau durchdrungen wurde, war die einzige Ausnahme im perfekten Schwarz ihres Haars eine einzelne, schneeweiße Strähne zur Linken ihres Gesichtes. Diese hatte allerdings nichts mit ihrem Alter zu tun, denn sie war schon da gewesen, seit Caleb sich erinnern konnte. Ihre vollen, blauschwarzen Haare glänzten seidig im Licht der Halogenlampen, während sie ohne Eile nähertrat. Wie fast alle Dachsfrauen trug sie ihr Haar aus pragmatischen Gründen schulterlang. Anders als die Meisten verzichtete sie allerdings auf Spange oder Haargummi, so dass ihr schmales, ebenmäßiges Gesicht mit den leuchtend grünen Augen immer von dunklem Ebenholz umrahmt zu sein schien.

„Guten Morgen, Mutter.“

Den Schlafmangel allerdings konnten offenbar weder sein Lächeln noch die Dusche verbergen, denn anstatt den Gruß zu erwidern trat seine Mutter noch einen Schritt näher und legte ihm sanft die Hand an die Wange. „Wieder die Albträume?“

Caleb biss sich auf die Lippen und nickte nur. Seine Mutter seufzte tief und legte die Arme um ihren Sohn. „Warum nur willst du nicht mit uns darüber sprechen?“ Ihre Stimme verriet, dass sie sich sehr um ihren Sohn sorgte.

Caleb zögerte. „Ich will ja darüber reden, Mama. Aber ich kann es nicht.“ Das entsprach der Wahrheit. Denn jedes Mal, wenn er in der Vergangenheit dazu angesetzt hatte jemandem von seinem Traum zu erzählen, dann war sein Kopf wie leergefegt und seine Zunge wie gelähmt gewesen. Fast so, als ob der Traum selbst ihm nicht erlauben wollte, sein Geheimnis preiszugeben. „Ich... Ich kann es einfach nicht.“

Seine Mutter löste die Umarmung und trat einen Schritt zurück, ihn eine ganze Weile aus ihren grünen Augen ansehend. Sie trug ihren grün-türkisen Arbeitsoverall, so wie am Morgen jedes Wochentages. Die Kleidung, die sie zweifelsfrei und für jeden Dachs ersichtlich als Hüterin der Kinder kenntlich machte. Nach dem Frühstück würde die Familie gemeinsam aufbrechen, denn das erste Stück ihres täglichen Weges gingen sie stets zusammen.

Als erster würde Calebs Vater sich von ihnen verabschieden da die Klinik des Baus, deren Leitung ihm anvertraut war, ganz in der Nähe ihrer Wohneinheit lag. Caleb würde seine Mutter und seine jüngere Schwester Leann noch ein kurzes Stück begleiten, bevor er selbst eine andere Abzweigung nahm, die ihn zu seiner Schule führte. Seine Mutter würde sich gemeinsam mit Calebs Schwester zum Hort der Kinder begeben, in dem sie arbeitete.

Jeder Tag hier im Dachsbau begann auf diese Weise. Denn wenn Dachse etwas über alle Maßen schätzten, dann war es Routine. Sie vermittelte ihnen ein Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit, zeigte ihnen, dass es selbst in einer fast vollständig zerstörten Welt noch Orte der Zuflucht gab. Routine war der Weg zur Ausgeglichenheit, und Ausgeglichenheit war der Schlüssel zur Erlangung der Weisheit.

Deshalb liebten nahezu alle Dachse die Routine.

Caleb hasste sie. Er hasste sie noch mehr als Overalls, mehr als die verdammte Computerstimme und mehr als jedes einzelne Gramm der abertausend Tonnen von Stahl, die seit seiner Geburt auf ihm lagen wie ein Grabstein und ihn vom Rest der Welt trennten. Der Welt, von der er immer wieder träumte, ohne sie jemals mit

eigenen Augen gesehen zu haben. Die Welt, die zu sehen er seine linke Hand gegeben hätte.

Offenbar war er, ohne es zu merken, ganz und gar in seinen Gedanken versunken, denn es war die Stimme seiner Mutter, die ihn wieder in die Realität zurück rief: „Caleb?“ Ihre Stimme verriet, dass sie ihn bereits mehrmals angesprochen hatte. Dennoch war sie sanft wie immer und ohne jeden Vorwurf.

„Entschuldige, Mama. Ich war...“

„Ist schon gut, mein Großer. Hör doch bitte auf, dich ausgerechnet vor mir dafür zu rechtfertigen, wie du bist.“ Sie küsste ihn sanft auf die Stirn. „Na komm, lass uns frühstücken. Dein Vater und Leann decken gerade den Tisch.“ Sie warf einen kurzen, unverhohlen beeindruckten Blick auf das Holobild von Calebs Projekt, welches sich noch immer über seinem Schreibtisch um die eigene Achse drehte. Sie nickte ihrem Sohn anerkennend zu, bevor sie sich umwandte und sein Zimmer verließ. Caleb wartete, bis die Tür sich hinter ihr geschlossen hatte, bevor er eilig eine Sicherung des Projektes erstellte. Erst dann schaltete er seinen Schreibtisch vollständig aus und folgte seiner Mutter ins Wohnzimmer, wo der Rest der Familie schon am Tisch auf ihn wartete.

„Guten Morgen, Caleb“ begrüßte ihn sein Vater. Er saß an der Seite des Tisches, die der Eingangstür ihrer Wohneinheit zugewandt lag, so wie es bei den Dachsen Brauch und Sitte war. Der dem Eingang abgewandte Platz gehörte stets der Mutter. Dass bei den Dachsen ein jeder dem anderen gleichgestellt war spiegelte sich selbst in der Einrichtung ihrer Behausungen wieder. So waren Tische grundsätzlich entweder rund oder quadratisch, aber niemals rechteckig. Auf diese Weise konnte niemand das Privileg für sich beanspruchen, am Kopf des Tisches zu sitzen und sich dadurch über andere zu stellen.

„Guten Morgen, Vater“ erwiderte Caleb den Gruß bevor er sich zur Rechten seiner Mutter niederließ. Seine jüngere Schwester Leann saß ihm gegenüber und schaute

verschlafen durch ihn und die Speisen hindurch, die zwischen ihnen aufgetischt waren.

Der Speiseplan der Dachse war aufgrund der Tatsache, dass sich alles Leben unter der Erdoberfläche abspielte, von jeher gewissen Einschränkungen unterworfen. Dank der großen, unterirdischen Farmen, die jeder Bau betrieb, war zumindest die Versorgung mit Getreide, Obst und allen Arten von Gemüse stets gesichert. Mithilfe künstlichen Sonnenlichtes sowie einer akribischen Kontrolle von Temperatur, Luftfeuchtigkeit und den genauen Druckverhältnissen stand immer genug für alle Bewohner zur Verfügung. Es gab Brot, verschiedenste Sorten Marmelade, Säfte, Soja-Gerichte, Nudeln, Reis...

Tierische Produkte hingegen stellten ein wesentlich größeres Problem dar.

Zwar hatte es in vergangenen Zeiten mehrfach Bestrebungen gegeben Nutzvieh zu kultivieren, insbesondere die Begründer des Dachsc clans hatten sich intensiv damit beschäftigt. Doch alle Versuche waren kläglich gescheitert, sämtliche Tiere waren trotz des Überflusses an Futter und Lebensraum, den man ihnen geboten hatte, jämmerlich verendet. Im Gegensatz zu Pflanzen machte es für sie offensichtlich einen großen Unterschied, ob die Sonne und der Himmel echt waren, unter denen sie grasten. Und trotz jahrzehntelanger Forschungen war es den Wissenschaftlern nie gelungen, dieses Problem zu lösen. Und ungeachtet aller ideologischen Standpunkte, die gerüchteweise früher einmal existiert haben mochten, war es in der Wissenschaft der Dachse seit langem unumstritten, dass der Mensch nicht zum Pflanzenfresser gedacht war. Daher musste all das, was die Flora den Dachsen nicht liefern konnte, aufwendig synthetisiert werden, sowohl Fleisch als auch alle anderen tierischen Produkte.

Nachdem Calebs Mutter als Letzte ihren Platz eingenommen hatte, reichten sie einander die Hände, schlossen die Augen und senkten die Köpfe zum traditionellen Morgenritual.

„Wir heißen diesen Tag mit all den Chancen willkommen, die er uns bieten mag“ begann sein Vater.

„Wir danken ihm für die Möglichkeit, die Welt und uns selbst ein wenig besser zu machen“ fuhr seine Mutter fort.

„Wir hoffen, dass niemandem durch unsere Schuld ein Unrecht geschehen möge.“ Die helle Stimme seiner Schwester. Nun kam Calebs Part. Er biss sich kurz auf die Lippen, bevor er sprach.

„Wir danken für all das Gute, das uns bereits zuteil wurde, und für all das, was uns noch zuteil werden wird.“ Jetzt erst öffneten die Familienmitglieder die Augen und hoben die Köpfe.

„Möge es ein guter Tag werden“, vollendeten sie alle gemeinsam die Formel, die im Clan der Dachse schon seit Anbeginn seiner Existenz überliefert worden war.

Und wie an jedem Morgen konnte Caleb nicht umhin sich zu fragen, von welcher Welt sie da eigentlich sprachen, wo doch außerhalb der Mauern des Baus nichts von Bedeutung zu existieren schien. Anfangs, als er noch jünger gewesen war, hatte er oft sinniert, dass es möglicherweise in früheren Zeiten einmal anders ausgesehen hatte. Dass sein Volk sich tatsächlich einmal für die Welt da draußen interessiert, sie vielleicht sogar ernsthaft zu verbessern versucht hatte. Aber spätestens, nachdem er in seiner Kindheit angefangen hatte sich intensiv mit der Geschichte seiner Fraktion zu beschäftigen, hatte er erkennen müssen, dass es allem Anschein nach niemals anders gewesen war als jetzt.

Caleb konnte sich noch genau an das Gefühl erinnern, das ihn am Tag dieser Erkenntnis ergriffen hatte. Er war, wie so oft, in der Bibliothek gewesen und hatte in der schier unermesslichen Datenbank des Dachsvolkes nach Antworten gesucht. Er hatte gelesen, studiert, recherchiert. Tage-, wochen- und irgendwann monatelang, warum wusste er selbst nicht mehr. Die Geschichte seiner Fraktion war zu einer Obsession geworden, die ihn kaum an etwas Anderes denken ließ. Selbst seine Schularbeiten vernachlässigte er deshalb, ein Umstand, der seinen Eltern damals große Sorgen bereitet hatte.

Doch ungeachtet all seiner Bemühungen, etwas anderes zu finden, irgendeinen Hinweis darauf, dass es eine andere, eine gerechtere Erklärung gab, war es letztlich

nicht mehr zu leugnen, dass die Dachse sich seit ihrem Bestehen vom Rest der Welt abgewandt hatten. Nein, im Grunde war es sogar noch schlimmer: Die freiwillige Abschottung von allem, was über der Oberfläche lag, war der eigentliche Grund, dass sie überhaupt entstanden waren.

Damals an jenem Tag, an dem die Welt aus den Fugen geraten war.

Der Tag, der schon über zweihundert Jahre zurücklag.

„Caleb?“ hörte er wie aus weiter Ferne die Stimme seines Vaters. Er zuckte zusammen. Offenbar war er schon wieder so in seine Gedanken versunken gewesen, dass er gar nicht mitbekommen hatte, wie sein Vater ihn ansprach. Jetzt jedenfalls sahen ihn drei Augenpaare unverwandt an. Er schluckte. So viel zum Thema, niemand würde etwas von seiner Stimmung merken. „Entschuldige, Vater“ sagte er leise. „Ich war... In Gedanken.“

„Ja, das ist nicht zu übersehen“, antwortete sein Vater sanft. Er zögerte kurz. „Möchtest du mir selbst sagen, wie viel du geschlafen hast? Oder muss ich in der medizinischen Datenbank nachsehen?“

„Michael, bitte.“ Calebs Mutter sah ihren Mann vorwurfsvoll an. Dieser schüttelte entschieden den Kopf. „Nein, Tamara. Ich kann, will und werde nicht so tun, als wäre alles in bester Ordnung, wenn dem ganz offensichtlich nicht so ist.“ Er wandte sich wieder Caleb zu. „Nun?“

Caleb biss sich abermals auf die Lippen. Bevor er jedoch antworten konnte mischte sich Leann in das Gespräch ein.

„Hattest du wieder die bösen Träume?“ Ihre braunen Augen funkelten ihren Bruder mit einer Mischung aus Mitleid und Neugier an.

Caleb nickte.

„Schon wieder die gleichen?“

Caleb nickte erneut.

Leann schüttelte ungläubig den Kopf, so dass ihre braunen Haare in alle Richtungen flogen. „Aber was kann denn so schlimm sein, dass du schon seit... Jahren davon Albträume hast?“

„Leann!“ Ihre Mutter warf ihr einen tadelnden Blick zu. „Das ist am Frühstückstisch ganz bestimmt nicht das richtige Gesprächsthema.“

„Ich mein' ja nur...“ murmelte Leann.

„Ist schon in Ordnung“ sagte Caleb leise. „Sie hat ja recht.“ Jetzt erst sah er seinem Vater wieder in die Augen. „Ich weiß, dass ihr euch Sorgen macht. Und bitte glaube mir, wenn es irgendetwas gäbe, womit ihr mir helfen könntet, dann würde ich es euch sagen.“

Sein Vater seufzte schwer und fuhr sich dann nervös mit der Hand durch das kurze, braune Haar. Diese kleine, eigentlich eher unbedeutende Geste irritierte Caleb, denn für gewöhnlich war sein Vater niemals unruhig. Von nervös ganz zu schweigen.

„Es mag sein, dass ich als dein Vater nichts für dich tun kann“ fuhr Michael Andersen nach einer Weile fort. „Aber als leitender Arzt unserer Kolonie möchte ich dich bitten, dass du ein paar Nächte im Schlaflabor verbringst.“

„Dad...“ setzte Caleb an, doch sein Vater unterbrach ihn.

„Ich weiß, dass du nichts von dieser Idee hältst. Und ich weiß auch, wie sehr du Untersuchungen hasst. Aber Caleb, du hast diese Albträume jetzt seit fast zehn Jahren. Wie lange soll das noch so weiter gehen?“

Caleb schwieg, den Blick auf seinen Teller gerichtet. Es war nicht das erste Mal, dass sie dieses Gespräch führten. Allerdings hatte sein Vater bislang nie so darauf gedrängt ihn zu untersuchen. Darüber hinaus sah es ihm überhaupt nicht ähnlich, Caleb einfach das Wort abzuschneiden. Wie alle Dachskinder waren Caleb und Leann von ihren Eltern zu Ehrlichkeit, Freundlichkeit und Höflichkeit erzogen worden. Dazu gehörte es, dass man sein Gegenüber immer aussprechen ließ. Alles andere war eine grobe Unhöflichkeit, für Kinder ebenso wie für Erwachsene. Sein Vater machte sich große Sorgen, das stand völlig außer Frage. Aber auch mit dem

Rest seiner Worte hatte er recht gehabt, Caleb wollte nicht untersucht werden. Jedes Mal, wenn ihm bislang eine medizinische Untersuchung bevorgestanden hatte, hatten seine Eltern ihn förmlich an Händen und Füßen in die Krankenstation schleifen müssen. Hilfesuchend sah er seine Mutter an. Sie lächelte beruhigend, dabei sanft ihre Hand auf seine legend.

„Vielleicht solltest du es wirklich versuchen, mein Schatz. Ich meine, was kann es schon schaden?“ In ihren Augen stand ähnlich große Sorge wie in denen seines Vaters. Zwar wesentlich besser versteckt, aber für Caleb dennoch klar zu erkennen. Und das gab ihm zu denken. Er liebte seine Eltern. Er wollte nicht, dass sie sich so um ihn sorgten. Doch aus Gründen, die er nicht erklären konnte, spürte er, dass keine Untersuchung irgendetwas ergeben würde. Aber vielleicht hatte seine Mutter ja recht, was hatte er zu verlieren? Er zögerte kurz, dann aber nickte er seinem Vater zu.

„In Ordnung, ich mache es.“

„Ich danke dir.“ Erst jetzt ließ sich Calebs Vater wieder in seinem Stuhl zurücksinken. Ihm war deutlich anzusehen, wie erleichtert er war, dass Caleb sich endlich dazu bereit erklärt hatte, und dass er sich dessen keinesfalls sicher gewesen war.

Den Rest des Frühstücks nahm die Familie schweigend ein. Es war ein unangenehmes, drückendes Schweigen. Eines, das aus der Befangenheit aller Anwesenden resultierte etwas Falsches zu sagen. Caleb war beinahe dankbar, als die in die Wand direkt neben der Küchenzeile eingelassene medizinische Konsole leise piepte und summte. Zwar mochte er ganz und gar nicht, was nun folgte, aber für die Unterbrechung der Stille war ihm sogar das willkommen.

Leann sprang sofort auf, lief zu der weißen Maschine und drückte auf den grünen Knopf neben dem kleinen Schacht in der Frontverkleidung. Kurz darauf öffnete sich die Klappe und spuckte vier kleine, sorgfältig versiegelte Plexiglas-Ampullen aus. Alle waren mit Flüssigkeit gefüllt, jede in einer anderen Farbe. Leann nahm vorsichtig zwei in jede Hand und kam dann langsam wieder zum Tisch, sichtlich darauf bedacht keines der wertvollen Behältnisse fallen zu lassen. Sie reichte jedem am

Tisch das Elixier, das für ihn bestimmt war, bevor sie sich mit ihrem eigenen wieder auf ihrem Platz niederließ. Ohne zu zögern entfernte sie das Siegel, öffnete den Deckel und trank das Glas in einem Zug leer.

Caleb sah den Behälter in seiner Hand unverwandt an. An diesem Teil des morgendlichen Rituals würde er wahrscheinlich nie Gefallen finden, ebensowenig wie an dem, was dahinter steckte. Dennoch tat er es seiner Schwester gleich und leerte die Ampulle, ohne abzusetzen. Es schmeckte gut, denn zumindest den Geschmack des eigenen Elixiers konnte ein jeder Dachs selbst bestimmen. So war sichergestellt, dass insbesondere die Jüngeren das Elixier von Anfang an als den Segen akzeptierten, der es in den Augen der Gemeinschaft war. Was genau ihm gerade verabreicht worden war, das wusste nur die medizinische Datenbank.

Nachdem auch seine Eltern die Einnahme ihres Elixieres vollendet hatten, war das Frühstück formell beendet. Wortlos erhob sich die Familie und begann mit dem Abräumen des Tisches. Selbst diese eigentlich banale Tätigkeit folgte einem klaren, immer gleichen Muster, denn jedes Familienmitglied war für etwas ganz Bestimmtes zuständig. Caleb griff instinktiv nach den Tellern und Tassen und räumte sie in die kleine, in die Küchenzeile integrierte Spülmaschine ein. Ohne hinzusehen hielt er Leann, die gerade mit dem Besteck kam, die Hand hin und verstaute auch dieses. Hinter sich hörte er, wie sein Vater die Lebensmittel zurück in das Frischhalte-Aggregat schob und die Getränke in ihre jeweiligen Fächer stellte. Seine Mutter wischte bereits den Tisch. Jeder führte gewissenhaft und ohne darüber nachzudenken die Aufgabe aus, die ihm zukam. Nachdem alles aufgeräumt war und der Tisch wieder aussah, als hätte hier nie jemand gefrühstückt, ging jeder in seinen eigenen Schlafräum um sich für den Aufbruch bereit zu machen.

Alles war so, wie es jeden Tag war.